

Zeitschrift: Geographica Helvetica : schweizerische Zeitschrift für Geographie = Swiss journal of geography = revue suisse de géographie = rivista svizzera di geografia

Band: 18 (1963)

Heft: 4

Artikel: Tripolis

Autor: Rebsamen, Heinrich

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-44948>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

TRIPOLIS

HEINRICH REBSAMEN

Mit 1 Bild

Am dunkelblauen Meer der Kleinen Syrte liegt eine weiße Stadt: Tripolis, arabisch «Tarabalus el Gharb», das westliche Tripolis, zum Unterschied von «Tarabalus âs-Sa'an», dem syrischen Tripolis. Nach der italienischen Besetzung von Libyen 1911 hat sich auch die nach der Befreiung des Landes gebräuchliche Bezeichnung «Tripoli» eingebürgert. Tripolis ist die westliche Hauptstadt des Vereinigten Königreiches von Libyen, Benghazi die östliche Hauptstadt. Die Regierung verlegt ihren Sitz alle zwei Jahre von der einen in die andere Hauptstadt. Da aber Tripolis das eigentliche wirtschaftliche Zentrum ist, befinden sich dort die Botschaften, Gesandtschaften und Konsulate der fremden Staaten.

Die Schweiz besitzt in Tripolis keine Vertretung; zuständig für Libyen ist die schweizerische Botschaft in Tunis. Die Zwischenstellung Libyens innerhalb der arabischen Staaten bedingt, daß Tripolis häufig als Tagungsort für politische und wirtschaftliche Konferenzen gewählt wird. Arabisch ist Landessprache. Daneben spricht man überall noch Englisch und Italienisch. Im Postverkehr, auf den Banken und in den großen Hotels ist Englisch Umgangssprache. Auf Banknoten, auf Briefmarken und auf Verlautbarungen des Staates liest man neben der arabischen Anschrift: «United Kingdom of Libya». Libyen wurde am 24. Dezember 1951 durch Beschluß der UNO ein unabhängiger Staat. Das Vereinigte Königreich von Libyen, eine föderative, konstitutionelle Monarchie, besteht aus drei Provinzen: Tripolitania mit der Hauptstadt Tripolis, Cyrenaika mit Benghazi und Fezzan mit Sebha als Hauptorten. Die dreifarbige, rot, grün und schwarz gestreifte Landesflagge symbolisiert den geographischen Charakter der drei Teilgebiete. Der rote Streifen bezieht sich auf Tripolitaniern, das zum größten Teil aus der «Hamâda el Hómbra», der roten Felswüste, besteht, der grüne Streifen auf die Cyrenaika, wo am Steilabbruch des Plateaus von Barka Küstenregen Wiesen, Weiden und Thujawälder aufkommen lassen. Das schwarze Feld in der Mitte der Flagge weist auf die dunkelfarbigen Bewohner des ödesten und menschenärmsten Gebietes von Libyen, auf den Fezzan, hin. Er ist die südlichste Provinz des Königreiches. Da sie im 14. Jahrhundert zum sudanischen Reiche Kanem gehörte, wurde diese zur Hauptsache von dort her besiedelt und läßt bis heute in Rasse, Sitten und Gebräuchen den Charakter des Sudans erkennen. Aus dem schwarzen Streifen der Flagge leuchtet der weiße Halbmond, denn Libyen ist ein arabisches Land.

Tripolis liegt im Küstenvorland einer 400 bis 800 m hohen Kreidekalktafel. Das Hochland beginnt bereits wenige Kilometer südlich der Stadt, da der Küstensaum nur eine Breite von zwei bis vier Kilometern hat. Es fällt in einem zerklüfteten, schluchtenreichen Steilrand zur ebenen Landschaft ab. Der 100–300 m hohe Dünengürtel der Dschefâra-Steppe bildet den Übergang. Zur Zeit der Frühjahrsregen erscheint er als ein einziges Blütenmeer. Im Gegensatz zum steppen- und wüstenhaften «Dschebel», dem Hochland, ist die Küstenebene außerordentlich wasserreich. Die Wasservorräte entstammen Grundwasserhorizonten als Folge der Winter- und Frühjahrsregen, die im Küstenland selbst fallen, sowie des zufließenden Wassers aus den Randgebieten der Steilzone. Das Wasser versickert einerseits im lockeren Sand und sammelt sich auf dem tonigen Untergrund der Ebene. Andererseits wird es durch die aufgehäuften Sandmassen vor Verdunstung geschützt, was bei den hohen Sommertemperaturen und der großen Lufttrockenheit besonders wichtig ist. Das absolute Temperaturmaximum von Tripolis beträgt 45,5° C (1919). So steht für die Kulturen während des ganzen Jahres reichlich Wasser zur Verfügung. Im ganzen Küstengürtel von Misurata am Westrand der Großen Syrte bis nach Zuara an der Grenze gegen Tunesien reiht sich daher Oase an Oase, jede eine Fruchtlandschaft für sich. Weitaus die größte Oase ist die Mnschia, die Oase von Tripolis, mit ihren 500 000 Dattelpalmen. Die Großstadt Tripolis ist eine Oasestadt. Ein unabsehbarer Palmenwald umgibt das Häusermeer. Die Palmengärten reichen tief in die Vorstädte hinein, so daß eine eigentliche Verzahnung zwischen Siedlung und Oase eingetreten ist. Vereinzelt Neubauten werden direkt zwischen Dattelpalmen



Tripolis: Alt- und Neustadt. (Photo Genah)

errichtet, Wochenmärkte unter Palmen abgehalten. Vorzügliche, von Eukalyptusbäumen beschattete Straßen führen aus der Hauptstadt hinaus zu den übrigen Oasen, vor allem nach Tagiura, der schönsten Oase der Umgebung. Tagiura ist nur 15 Kilometer von Tripolis entfernt und gilt in ganz Tripolitaniens als Musteroase. Unter dem weiten Dach des Palmenwaldes erkennt man verstreute weiße Häuser, mächtige, von Tamarisken beschattete Schöpfbrunnen mit hohen Pfeilen, Ziegen-, Schaf- und Kamelherden, auf den Feldern fleißig arbeitende Bauern und Kinder, die mit bewundernswerter Fröhlichkeit ihre Arbeit verrichten. Durch saubere Kanäle rauscht das in den Brunnen gehobene klare Wasser, um den gepflegten Feldern zuzufließen. Im Schatten der Palmen steht die heilige Moschee «Murad Agha» mit ihren 48 prachtvollen farbigen Marmorsäulen aus Leptis Magna. Die Oase ist immer schön, sei es im Frühjahr, wenn die Obstbäume blühen und der Duft der Orangenblüten weithin zu spüren ist, sei es im Sommer, wenn sich die Weizenfelder in üppiger Fülle im leichten Winde bewegen, sei es im Spätherbst, wenn aus den Wipfeln der Dattelpalmen die mächtigen gelben Trauben mit den reifen Früchten herunterhängen und die Oase zum Paradies machen.

Tripolis ist trotz der Lage am Meer auch eine Wüstenstadt. Die Libysche Wüste grenzt direkt an das Syrtenmeer, da kein trennendes Gebirge die Küstenlandschaft vor dem Einfluß der Wüste schützt. Der «Ghibli» bringt als gefürchteter Südwind aus der Kalktafel der Hamâda gewaltige Sandmassen bis in den Bereich der Oasen. Hätte der Mensch den Kampf gegen den Ghibli nicht aufgenommen, wäre Tripolis wie seine einstigen Schwesterstädte Leptis Magna und Sabratha längst unter Sand begraben. Aus der Kalkzone der Sahara kommt weiches toniges Material, aus den Vulkangebieten von Tibesti und anderen Gebirgszonen feiner Quarzsand. Im Küstengebiet erfolgte wegen der etwas größeren Luftfeuchtigkeit stellenweise eine Verkittung zu einem weichen Sandstein. Im Gebiete der neuen Stadt bildet er eine 10–12 m hohe Steilküste. Erst in

größerer Tiefe folgt festeres, tertiäres Kalkgestein. Der sandige Steilabfall entspricht der Mächtigkeit der Sandmassen, unter denen Leptis Magna und Sabratha begraben waren, bevor sie von Archäologen davon befreit wurden. Ausgrabungen erfolgten zwischen 1923 und 1936 unter dem Patronat der italienischen Regierung. Die libysche Regierung setzt die Ausgrabungsarbeiten bis heute fort. Seit Ende der römischen Zeit wurde also im Bereiche von Tripolitanien eine Sandschicht von der genannten Mächtigkeit abgelagert. Sand bedroht auch das heutige Tripolis. Außerhalb der alten Stadtmauern reiht sich Düne an Düne; eine Reihe von Häusern steht auf Dünen. Die neue Stadt ruht ganz auf sandigem Untergrund. Da der Sand in keiner Weise verfestigt ist, werden dort abgehaltene Märkte und Feste häufig durch Staubstürme behindert. Die Bevölkerung hat sich daran gewöhnt, obschon Augen- und Halsentzündungen die unmittelbaren Folgen sind. Sand liegt auf Dächern und Terrassen, in Gärten und Parkanlagen, wo er allerdings immer wieder entfernt wird. Einzelne Straßen der Vorstädte sind von Sandwällen eingesäumt, über die man mühsam zu den an der Straße liegenden Läden, Kaffeehäusern und Wohnungen wadet, genau wie man im Norden während des Winters vielerorts über Schneewälle zu den Häusern gelangt. Gelber Sand bedeckt den Boden der Hafengewässer; versandet sind die Geleise der einstigen Bahnen, verödet und im Zerfall begriffen die Bahnhöfe, denn Libyen besitzt heute keine Eisenbahnen mehr. Es ist der einzige Staat Nordafrikas ohne Bahnen. Bei den wenigen Linien, die es zur Zeit der italienischen Besetzung gab, eine zur tunesischen Grenze bis Zuara, eine nach der Oase Tagiura und eine solche nach dem 80 km entfernten Kasr Garian im Süden von Tripolis, hatte man einen steten Kampf gegen den Sand zu führen. Sandverwehungen verursachten viele Entgleisungen. Dazu belastete die Beschaffung von Geleisanlagen und des Rollmaterials die Staatsfinanzen zu stark, da Libyen weder Eisenerze noch eine Schwerindustrie besitzt. Nach Erlangung der Unabhängigkeit beschloß die Regierung 1951, die Bahnen im ganzen Lande aufzugeben und diese durch Autobusverkehr zu ersetzen. Ein vorzügliches Straßennetz verbindet Tripolis mit den wichtigsten Städten, den Ausgrabungen aus römischer Zeit und mit den vielen Oasen. Zu den Orten im Innern, die weiter als 200 km von Tripolis entfernt sind, führen fast nur Pisten; einzig die Hauptstadt des Fezzan ist durch eine ausgezeichnete Asphaltstraße mit Tripolis verbunden. Dem trostlosesten Bild von Versandung begegnet man im Westen von Tripolis, auf dem Wege nach Sabratha. Aus einer weißen Sandebene ragen Tausende von Oelbäumen heraus. Kilometerlang ziehen sich die Pflanzungen dahin. Die Bäume sind dem Untergang geweiht, da der Mensch des Sandes nicht mehr Herr wird, was um so schwerer wiegt, weil nur 1% des Bodens landwirtschaftlich genutzt werden kann, denn Libyen ist ein Wüstenstaat. Der tiefe Sand verunmöglicht die für den Oelbaum dringend notwendige jährliche mehrmalige Lockerung und die Düngung des Bodens, so daß die früher ertragreichen Bäume zugrunde gehen.

Tripolis ist mit seinen 140 000 Einwohnern die volkreichste Stadt des riesigen Landes, das mit einer Fläche von 1 760 000 km² mehr als vierzigmal so groß ist wie die Schweiz. Die Gesamtbevölkerung beträgt aber nur 1,25 Millionen, so daß es zu den am dünnsten bevölkerten Staaten Afrikas gehört. Ein Viertel der Bewohner des Landes sind Nomaden. Das heutige Tripolis ist zweifellos eine der schönsten Städte Nordafrikas. Von der palmenbeschatteten Küstenstraße, der «Sharia Adrian Pelt», bietet sich ein einzigartiger Blick auf die leuchtend weiße Stadt, die sich vom klaren Himmel abhebt. Die ganze Schönheit hat schon Karl Baedeker in seinem Reisehandbuch «Mittelmeer 1909» treffend beschrieben: «Die Stadt mit ihren weißen Häusern, den schlanken Minaretten türkischen Stils, den grünen Gärten, den Palmengruppen, den rötlich-gelben Dünen aus Saharaflugsand, das tiefblaue Meer überstrahlt von der blendenden Sonne bietet einen wunderbaren Anblick. Der poetische Reiz eines schönen Frühlings- oder Herbstabends, wenn der glutrote Sonnenball hinter den Palmengruppen im Westen untertaucht und sich beim Gebetsruf des Muezzins feierliche Stille über die Landschaft legt, wird jedem unvergeßlich bleiben.»

Seither hat sich das Stadtbild noch wesentlich verschönert, da nach der italienischen Besetzung 1911 mit südländischem Geschmack neben der Altstadt eine ausgedehnte, moderne und sehr elegante Neustadt entstanden ist.

Die Altstadt liegt auf einer dreieckigen Halbinsel. Sie wurde über den Ruinen von Oea, einer Handelsniederlassung der Phönizier, errichtet. Ihr pentagonaler Grundriß wird begrenzt von den teilweise im Zerfall begriffenen spanischen Stadtmauern. Mit ihren niedrigen Häusern, den engen überwölbten Gassen, den dunklen Handwerkerbuden, den altertümlichen Webstuben und den ebenso alten primitiven Bäckereien, den zahlreichen Kaffeehäusern und den belebten Geschäftsstraßen bietet sie auch heute noch das Bild einer typisch arabischen Stadt. Die farbenfrohe Hafentfront hat noch das gleiche Antlitz wie im 19. Jahrhundert. Würfelförmige, blau und gelb bemalte Häuser mit vergitterten Fenstern und türkischen Holzbalkonen reihen sich eng aneinander. Terrassen in verschiedener Höhe, die in heißen Sommernächten zum Aufenthalt dienen, vervollständigen den orientalischen Eindruck. Malerische Torbogen führen in die Stadt hinein, aus deren Häusergewirr die reich verzierten Minarette der Moscheen herausragen, wie dasjenige der mit vergoldeter Kuppel ausgestatteten Gurgimoschee, dasjenige der besonders verehrten Jama-Ahmed-Pascha-Moschee und das achteckige Minarett der ehrwürdigen und prunkvollen Karamanlimoschee, der Hauptmoschee von Tripolis, an die sich ringsum die Hauptläden, die Souks, anschließen, die immer noch wie in der Türkei als Bazar bezeichnet werden. Sie wurde nach der Karamanli-Dynastie, die mehrere Jahrhunderte Tripolitaniens beherrschte, benannt. Erst 1855 erfolgte ihre Ablösung durch einen türkischen Gouverneur. Bazar und Hauptmoschee bilden den Kern jeder orientalischen Stadt; dort konzentriert sich ihr ganzes Leben. Beim Eingang zum Souk el Muceir, der Hauptgeschäftsstraße, steht ein bronzenes Standbild von Marc Aurel, da der Araber außer der islamischen Zeit nur die römische Epoche mit den Überresten ihrer Prunkbauten bewundert. Alle anderen historischen Epochen des Landes sind für ihn bedeutungslos.

In arabischen Häusern fehlen bildliche Darstellungen. In Tripolis kann man jedoch vereinzelt eine Ansicht der Ruinen von Leptis Magna entdecken, auf die der Besitzer mit Stolz hinweist. Die Römerstädte sind für ihn der Inbegriff des einstigen Wohlstandes und des Luxus, denn jeder Araber liebt Prunk.

Dank seiner Lage war Tripolis im Altertum eine der wichtigsten Hafenstädte der nordafrikanischen Küste. Bereits in der punischen Zeit war die Stadt durch Karawanenwege mit Innerafrika verbunden. Eine 823 km lange Küstenstraße führte nach Karthago. Öl und Getreide wurden aus der Küstenzone nach Rom verfrachtet. Sklaven für die Märkte von Karthago und Rom kamen aus dem Sudan. Von den drei tripolitani-schen Häfen, Oea, Sabratha und Leptis Magna, daher der Name «Tripolis», konnte sich nur Oea, auf das der Gesamtname überging, durch die Jahrhunderte behaupten. Sabratha war weniger günstig gelegen. Leptis Magna hatte einen künstlichen Hafen, der später versandete. Tripolis wurde durch einen Naturhafen begünstigt. Von der Halbinsel, auf der die Stadt liegt, setzen sich Klippen mehrere Kilometer nach Nordosten im Meere fort. Durch Dämme verbunden, entstand ein ausgezeichnete Schutz gegen die Westwinde. In neuester Zeit gewann man durch den Bau einer mächtigen Hafentmole im Osten auch einen Schutz gegen die im Sommer oft heftig wehenden Nordostwinde, die Etesien. Zwei wichtige Wüstenstraßen erreichten bei Tripolis die Küste; da es der Europa am nächsten gelegene Hafen war und zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Handel von Europa nach dem Sudan aufblühte, wurde Tripolis zur bedeutenden Handelsstadt und zur wichtigsten Karawanenstadt zwischen Tanger und Alexandria. Der Karawanenhandel lag bis 1873 hauptsächlich in den Händen von Kaufleuten aus Ghadames, die Karawanen von 100–1000 Kamelen ausrüsteten. Handelsagenten kauften europäische, tunesische und ägyptische Waren und tauschten sie in den Sudan-Städten gegen Straußenfedern, Goldstaub und Elfenbein ein. Allein beim Handel mit Wadei betrug der jährliche Umsatz 1,5 Millionen Mark. Bis zur Rückkehr einer Karawane vergingen

14–18 Monate, obschon der Weg von Tripolis über den Fezzan die kürzeste Route zum Tschad-See war. Erst nach 1873 begannen Kaufleute aus Tripolis selbst Karawanen auszusenden. Nach 1891 erfolgte der Niedergang des Handels, bis der Durchgangsverkehr 1900 fast ganz zum Erliegen kam. Seither beschränkt sich der Karawanenverkehr auf das eigene Land. Es sind hauptsächlich Nomaden, die oft in größeren Gruppen die weit auseinanderliegenden Weideplätze mit Kamelherden aufsuchen. Das Bild und das Leben einer Karawane ist für den Reisenden aber dasselbe wie einst. Tripolis war im 19. Jh. auch die Hauptpforte für die Forschungsreisen nach dem unbekanntem Inneren des afrikanischen Kontinentes. Expeditionen, die im 17. und 18. Jh. in die Länder nördlich des Urwaldgürtels gelangten, erzielten keine großen Erfolge. Von Tripolis aus zog Heinrich Barth 1850 nach Timbuktu und kehrte nach Überwindung von 20 000 Kilometern 1855 nach dem Ausgangspunkt zurück. Mungo Park erreichte von Tripolis aus Kano, Gerhard Rolfs zwischen 1867–69 Lagos. Auf seiner Reise von Tripolis nach Wadei machte der Deutsche Vogel um 1860 die ersten geographischen Ortsbestimmungen in der Sahara. Durch die engen Gassen von Tripolis zog Mitte Februar 1869 Gustav Nachtigall mit einer kleinen Karawane von 5 Mann und 8 Kamelen in die weite unbekannte Wüste hinaus, um nach 143 Tagesmärschen Kuka im Sultanat Bornu zu erreichen, wo er dem dortigen Herrscher im Auftrage des Königs von Preussen Geschenke zu überbringen hatte. Seine Itinerarien dienten als Grundlage für die ersten Karten der östlichen Sahara.

An die große Zeit des Handelsverkehrs mit dem Sudan erinnern noch heute die ehemaligen Karawansereien oder Fonduks, die neben Moscheen und Souks zum Stadtbild von Tripolis gehören. Die größte und schönste ist wie der Souk el Turk an die Karamanli-Moschee angebaut. Ein Ausgang der Moschee führt direkt zu den Kaufläden des Bazars. Im Inneren der Moschee Gebet und Meditation, unter den Kuppeln des Bazars lebhaftes Feilschen und Handeln. Der Araber liebt diesen raschen Übergang aus der religiösen und geistigen in die materielle Welt. Die unmittelbar daneben liegende Karawanserei atmet immer noch den Geist des letzten Jahrhunderts. Neben dem dunklen Toreingang, durch den früher schwankende Kamele mit ihren Lasten kamen und gingen, befindet sich wie einst ein Café; im arkadenumsäumten weiten Hof herrscht auch heute noch lebhaftes Treiben; nur sind es statt der ehemaligen Saharareisenden Handwerker, die sich dort eingerichtet haben, ebenso Kaffeehausgäste, in Bücher versunkene Studenten der nahen Hochschule und allerlei Leute von der Straße, die im Schatten der römischen Säulen den Tag mit Nichtstun verbringen. Der Araber schätzt die Zusammenballung der Vielfalt des Lebens auf engem Raum. Aus der Karawanenzeit hängen an den Wänden noch immer die Eisenringe, an denen die Kamele angebunden wurden; auch die vielen Nischen, die dem Verstauen der Warenballen dienten, sind erkennbar. Im ersten Stock umgibt wie in jeder Karawanserei eine breite Galerie den Hof. An einer mächtigen Mauer ist im Mörtel des Kalkes eine große Landkarte der Sahara eingezeichnet. Auf dem gelben Grund erkennt man eine Karawane, in Tuaregblau gemalt. Die Karte erinnerte die Karawanenleute an die ungeheuren Weiten und Gefahren der Wüste. Gelb ist die Farbe des Sandes, Blau die Farbe in welcher der Reisende die Wüstenberge meistens sieht. Diese Farben prägten sich dem Libyer dermaßen ein, daß sie in Tripolis überall in Erscheinung treten. Blau sind die Säulen der Karawansereien, gelb ihre Wände; blau und gelb sind die Fassaden der Häuser, das Majolikafries am Eingang zur Gurgimoschee, die Innenwände, Tische und Sitzgelegenheiten in den Kaffeehäusern. Auch bei der einheimischen Kleidung sind Blau und Gelb die vorherrschenden Farben, Symbole des Wüstencharakters der libyschen Landschaft. Rings um die Galerie angeordnet sind die Eingänge der vielen kleinen Einzelgemächer, den ehemaligen Schlafräumen der reisenden Kaufleute. Der arabische Reisende war auch damals schon ein Individualist, wie er es heute noch ist. Er wünschte im Einzelraum zu schlafen; auch zum Essen sind ihm Gemeinschaftsräume ausgesprochen unsympathisch. Da die großen Karawanen der Vergangenheit angehören, sind die Karawansereien ihren ehemaligen

Zwecken entfremdet. Die kleinen Karawanen, die zu den Märkten des Souk el Gumia, des Souk el Tleta, des Souk el Chubs kommen, benutzen sie nicht mehr. Das Feilschen und Handeln um Kamele und Waren hat sich aber dort seit den Tagen der Afrikaforscher kaum geändert.

Auch in den übrigen Quartieren der alten Stadt vollzieht sich das Leben nach früherem Brauch. Still gehen die Menschen ihres Weges, ohne einander anzusehen; auch bei lebhaftem Verkehr herrscht in Straßen und Gassen ausgesprochene Ruhe, da der Araber überall, wo viele Menschen beisammen sind – sei es auf der Straße, sei es im Café, sei es im Autobus –, wenig spricht. Die Bewohner von Tripolis haben im Gegensatz zu einzelnen anderen arabischen Gebieten ein beachtenswertes Niveau. Eine hochkultivierte Bevölkerung belebte schon im Altertum den Küstenstrich und ließ bis heute ihre Spuren zurück. Beim Anblick der Menschen sieht man sofort, daß sie der arabisch-berberischen Mischrasse angehören. Auch der reinrassige Berber ist vertreten. Der berberische Einfluß war größer als im benachbarten Ägypten oder Tunesien, da die eingewanderten Araber sich auf den Küstenstrich beschränkten. Die Berber waren zudem viel zu zahlreich, als daß durch die geringe Zahl eindringender Araber die Merkmale der ursprünglichen Rasse verdrängt worden wären. Die ausgesprochen europäischen Gesichtszüge, die Kopfform und die oft helle Haut deuten berberischen Einfluß an. Das reine Arabertum beginnt erst östlich von El-Alamein. Ziemlich zahlreich ist daneben das dunkelfarbige negroide Element; nur in vereinzelten Fällen ist es auf die Abstammung von Negersklaven zurückzuführen; meistens sind es Landsleute, die im Fezzan beheimatet sind. Gelegentlich begegnet man bronzefarbenen Menschen mit seltsam fremden, vornehmen Gesichtszügen; es ist ein Typus, der weder mit den Berbern noch mit den Arabern etwas Gemeinsames hat, der aber auch in Cádiz und Tanger zu beobachten ist. Die Spanier nennen in Cádiz solche Leute «Phoenizios». Die genannten Städte sind wie Tripolis, Leptis Magna und Sabratha phönizische Gründungen zu Beginn des ersten Jahrtausends vor Christi. Bekanntlich ließen die Römer den phönizischen Einwohnern von Leptis Magna ihre Gesetze, ihre alte Religion und ihre Sprache, so daß es nicht ausgeschlossen ist, daß auch phönizische Rassenmerkmale sich bis in die heutige Zeit vereinzelt erhalten konnten. Natürlich fehlen dafür Beweise. Alle mohammedanischen Einwohner von Tripolis sprechen einen eigenartigen Dialekt, das «Trabélsi», ein schwer verständliches Gemisch von Arabisch, Berberisch, Türkisch und Maltesisch. Letzteres ist selbst eine Mischsprache. Das Trabélsi ist auf die Stadt Tripolis beschränkt.

Außer der Sprache begegnet man überall noch dem türkischen Einfluß; Libyen war von 1553–1911 türkisch. Türkischer Baustil und türkische Lebensart hielten sich trotz vierzigjähriger Besetzung durch die Italiener bis zum heutigen Tag. Türkischen Stil weisen fast alle Moscheen und Minarette auf. Vertreten sind die einfache Rundform; die Prunkmoscheen besitzen achteckige Minarette, die vollendete Form mohammedanischer Gebetstürme. In der neuen Stadt baut man heute architektonisch hochmoderne Moscheen; das dazugehörige Minarett behält aber als Symbol des Islams auch beim kühnsten Bau die alte Form bei. Nur die älteste Moschee von Tripolis, die «En-Naga-Moschee», 912 n. Chr. erbaut, besitzt ein wuchtiges quadratisches Minarett, wie es in allen Ländern westlich von Tripolitaniens anzutreffen ist. Deutlich kommt dadurch die Zwischenstellung Tripolitaniens zwischen dem Maghreb und den levantinischen Ländern zum Ausdruck. Die Kuppeln der Souks gleichen denjenigen der Bazare von Konstantinopel, die Innenhöfe vieler Häuser aber denjenigen Tunesiens. Im Souk el Turk wurden früher nur türkische Waren verkauft. Im Straßenbild sieht man die alte türkische Tracht mit der kurzen Jacke und der weiten Hose, aber auch die lange maghrebini-sche Djellaba; vorherrschend ist aber bereits die europäische Kleidung. Vertreten ist noch immer der beleibte Türke mit dem roten Fez und typisch türkischem Gehaben. Meistens sind es Leute, die ihre Jugend noch vor 1911 unter türkischer Herrschaft in Tripolis erlebten. Der Libyer trägt die Schaschija, die rote Mütze, wie sie im Maghreb überall gebräuchlich ist. Den Turban, das geschlungene Kopftuch, sieht man selten. Viele öffentli-

che Bezeichnungen sind noch türkisch; «Sharia» für Straße und «Maidan» für Platz erinnern an Kairo.

Eines der augenfälligsten Merkmale von Tripolis sind die Kaffeehäuser. Auch diese haben türkischen Charakter. Das arabische Café ist überall zu finden, an den Ecken der Stadtmauern, am Eingang zu den alten Karawansereien, bei den Moscheen, an den belebten Geschäftsstraßen, aber auch in den weiten Parkanlagen der neuen Stadt irgendwo unter einer Dattelpalme. Fast alle Cafés sind vom frühen Morgen an voller Menschen; das Café gehört unbedingt zur Welt der Araber, ohne das er sich das Leben nicht denken kann. Noch erhält man dort den feinen, duftenden türkischen Kaffee, ausgedient in kleinen Porzellantassen oder in Gläsern, immer noch zu einem unwahrscheinlich niedrigen Preis. Nur in den wenigen von marokkanischen Besitzern geführten Cafés wird das maghrebische Nationalgetränk, der stark gesüßte Pfefferminztee, angeboten. Im allgemeinen trinkt der Libyer Kaffee. Er ist ihm gegenüber dem «primitiven Tee» des Westens der Ausdruck höherer Kultur. In jedem Café hängt am Bartisch die türkische Wasserpfeife. Nach altem Brauch macht sie die Runde von Gast zu Gast. Das arabische Café hat einen ganz anderen Charakter und dient einem ganz anderen Zweck als ein europäisches Café. In einem niedrigen Raum sitzen die Männer auf Halfagrasmatten oder vor blauen quadratischen, niedrigen Holztischen, meist ohne etwas zu konsumieren. Weder der Patron noch Angestellte gehen herum, um die Gäste nach ihren Wünschen zu fragen. Dies wäre eine Beleidigung. Nur auf ausdrücklichen Wunsch erhält der Gast ein Getränk. Auch der europäische Besucher wird lange oder gar nicht gefragt, was dieser fälschlich als Unhöflichkeit auslegt oder annimmt, er sei unerwünscht. Die Ursache ist ganz anderer Art. Das arabische Café ist allen Vorbeigehenden als Ruhestätte gastlich geöffnet; jeder Besucher ist willkommen, auch wenn er nichts konsumiert. Das Café ersetzt dem Sinne nach das Nomadenzelt, unter dessen heiligen Schutz sich der Reisende begab, um sich auszuruhen, solange er wollte. Da es keinen Araber gibt, dessen Vorfahren nicht einst als Nomaden durch die Wüste gezogen sind, hat sich der alte Brauch der Gastfreundschaft in der genannten Form auch in den Städten erhalten. Nur wenn ein Invalider oder ein Bettler ein Café betritt, bringt ihm der Besitzer sofort eine Tasse Kaffee, ohne daß er diese bezahlen muß; so will es die uralte Sitte auch in der Großstadt Tripolis. Im arabischen Café herrscht meistens eine wohlthuende Ruhe, auch wenn viele Leute anwesend sind. Einige Gäste spielen in einer teppichbelegten Ecke schweigend Karten oder Domino. Ein anderer Kreis bedient sich, ohne auch nur ein Wort zu sprechen, der Wasserpfeife; wieder andere starren mit unergründlichem, in die Ferne schweifendem Blick vor sich hin. Wird einmal gesprochen, ist das Gespräch immer unpersönlich. Der Araber spricht nie von sich selbst, jammert nicht, spricht nicht von Krankheiten oder erlittenem Mißgeschick, auch nicht von seiner Familie und fragt den Gesprächspartner nie nach seinen persönlichen Verhältnissen. Der Respekt vor der privaten Sphäre ist so groß, daß der Araber einen Bekannten nicht einmal fragen würde, wo er wohnt, wo er arbeitet oder was er verdient.

Wer das Leben in einer orientalischen Stadt in seiner ganzen Tiefe erfassen will, muß einige ganz besonders typische Grundeigenschaften des arabischen Charakters kennen, sonst werden ihm viele Erscheinungen des dortigen Lebens fremd bleiben. Den tiefsten Eindruck in einem arabischen Land machen nicht die prachtvollen Städte, nicht die Üppigkeit der bewässerten Landschaften und auch nicht das angenehme Klima, sondern die Denkweise seiner Bewohner. Der Europäer steht vor einer fast unergründlichen Psyche einer völlig anderen Welt, die zu erfassen äußerst schwer ist. Einmal sind für den Araber nur die Länder der arabischen Welt lebenswert, doch ist seine Einstellung zur Landschaft eine ganz andere als beim Nordländer. An der Hauptstraße von Tripolis, der Sharia-Istiklal, hängen vor einer Schiffsagentur zwei große Wandkarten, eine des arabischen Raumes zwischen dem Atlantischen Ozean und dem Persischen Golf, eine zweite von den USA. Die Wandkarte der arabischen Länder ist stets von Menschen umlagert; mit großem Interesse sucht man die Städte, die den Araber von jeher beson-

ders faszinierten: Bagdad, Damaskus, Kairo und natürlich die heiligen Städte Mekka, Medina und Kairuan. Der Karte von den USA schenkt man kaum Beachtung. Dem Araber gilt nur seine Welt; nur in dieser fühlt er sich zu Hause, nur für diese interessiert er sich. Ein Europäer, sofern er nicht Muslim ist, gehört nicht in seinen Lebenskreis. Den arabischen Raum verläßt man nur geschäftlich, zum Studium an europäischen Hochschulen oder als Mitglied einer Delegation. Selten siedelt sich ein Araber dauernd in einem nichtarabischen Land an, da ihm die dortige Lebensweise nie behagt. Der Reiselust unterliegt der Araber wie wir, doch ist auch diese ganz anderer Art als beim Europäer. Für landschaftliche Schönheiten hat er kein Verständnis, er empfindet nicht die Freuden einer Seefahrt, er kennt kein Bergerlebnis, er sieht die Wüste mit ganz anderen Augen als wir; nicht die Pracht eines Sonnenaufganges macht auf ihn besonderen Eindruck, viel wichtiger sind die Orte mit Brunnen, die Stellen, wo man im Schatten rasten kann, und die Wegbarkeit der zu benutzenden Pisten. Auf der Reise interessiert ihn nur die Stadt, dort ist er zu Hause, auch wenn er eine solche zum ersten Male betritt, denn jede Stadt gleicht seiner Heimatstadt. Er findet die Moschee, die vertrauten Souks, sein Kaffeehaus, er ist in jedem Privathaus sofort daheim, da das arabische Haus im Westen dem Haus im Osten gleicht. Man spricht dieselbe Grundsprache, sieht überall die gleichen Schriftzeichen, wird von jedermann mit «Du» und als Bruder angeredet, da die arabische Sprache nur die Du-Form kennt. Dies erleichtert den Verkehr zwischen Vorgesetzten und den Untergebenen, zwischen Lehrern und Schülern, auch zwischen Kaufleuten außerordentlich. Man fühlt sich als Mitglied einer einzigen großen Familie, der Familie aller Araber. Durch den islamitischen Gruß: «Assalam-o-Aleikum» erhält die Vertraulichkeit einen ganz besonderen Impuls. Er wünscht dem Gegrüßten das Wohl, den Frieden und die Sicherheit. Er entspricht den innersten Herzensgefühlen, die vom Grüßenden zum Gegrüßten fließen; der Gruß ist zeitlos und allumfassend und er schafft sofort eine Atmosphäre der Vertrautheit und betonten Herzlichkeit. Wenn der arabische Reisende das wohlklingende «Assalam» – Heil – hört und von den Minaretten fünfmal am Tag der langgezogene Gebetsruf erklingt, besteht für ihn zwischen seiner eigenen und der fremden Stadt kein Unterschied mehr. Man versteht daher das ungestüme Verlangen der islamischen Völker nach der arabischen Einheit, dies um so mehr, als der Araber weiß, daß sie in der Blütezeit des Islams vom 9.–13. Jahrhundert schon einmal da war, wo es von Basra bis Rabat keine Grenzen und daher weder Paß- noch Zollkontrolle gab. In «seiner» Welt reist der Araber gern. Schon die Pilgerfahrten nach Mekka machen ihn zum Reisenden. Infolge seiner Zwischenlage halten sich Angehörige westlicher und europäischer Länder in Tripolis besonders gerne auf. Die einzige Frage, die man dem fremden Reisenden stellt, ist diejenige nach seiner Heimat. Im ewigen Gedränge der Souks fällt bei den Muslims häufig die Frage: «Anta Misri, anta Schamsi, anta Tunsi?» «Bist du Ägypter, bist du Syrer, bist du Tunesier?» Ebenso wird nach der Staatszugehörigkeit anderer arabischer Länder gefragt. Gelegentlich heißt es auch: «Anta Senussi?». Der libysche Orden der Senussi, zu dem auch der jetzige König Idris I. gehört, ist hoch angesehen. Jeder Senussi hängt die Bezeichnung des Ordens an seinen Namen. Mit «Sayed Abdulla Abed Senussi» oder mit «Abderrhman ben Mohammed Senussi» macht man schon des Namens wegen gerne Geschäfte, da man dann bei anderen Senussi-Leuten gut eingeführt ist.

Zu den unerschütterlichsten Merkmalen der Religion des Islams gehören die Unantastbarkeit der persönlichen Freiheit und der über alles gehende Begriff der Willensfreiheit, was dem Araber schon von Jugend auf in jeder Lebenslage eine erstaunliche Selbstsicherheit gibt. Der islamische Mystiker Hassan Basri predigte im 9. Jahrhundert als erster die Willensfreiheit des Menschen. Über diese wacht jeder Araber, sie ist ihm wertvollstes Gut. Ihre Auswirkung ist auch in Tripolis im Leben der Stadt zu beobachten. So fehlt außer bei den staatlichen Betrieben und bei den Schulen immer noch jede geregelte Arbeitszeit. Es gibt weder einen festen Arbeitsbeginn noch einen bestimmten Arbeitsschluß. Der Besitzer einer Handwerkerbude, eines Ladens oder eines Cafés

öffnet und schließt sein Geschäft nach Belieben. Bei ein und demselben Betrieb kann man nicht an einem einzigen Tag in der Woche die gleiche Öffnungs- und Schließzeit feststellen. Lokale genannter Art sind bald offen, bald geschlossen, oft nur an einem einzigen Wochentag offen, dann mehrere Tage geschlossen. Auf die Frage, warum das Geschäft so lange geschlossen gewesen sei, kann man die Antwort bekommen: «Ich verdiente an einem Tag recht gut, deshalb konnte ich ruhig einige Tage schließen.» Ein Europäer begreift eine solche Logik nie. Dem Wesen nach sind europäische und orientalische Grundeinstellung unvereinbar. Daß so viele Europäer aus den jetzt unabhängigen arabischen Staaten abwanderten und immer noch abwandern, beruht einerseits auf Zwang, aber auch auf Freiwilligkeit. Viele europäische Siedler sind nicht gewillt, sich den neuen Lebensbedingungen unter einer arabischen Regierung anzupassen, die sich stark von denen der Vergangenheit, das heißt der Kolonialepoche, unterscheiden. Früher herrschte europäische Pünktlichkeit und europäisches Arbeitstempo. Jeder Arbeiter hatte ein bestimmtes Arbeitspensum zu bewältigen; heute arbeitet er, wie er sagt, was «in seinen Kräften» steht. Der Arbeiter fühlt sich aber freier, da der einheimische Arbeitgeber orientalischer Denkweise obliegt. Bei Absenzen, bei schlechter Leistung, bei Unpünktlichkeit ist er viel nachsichtiger als der europäische Arbeitgeber. Die stete Rücksichtnahme auf die Willensfreiheit wirkt auf die Einführung rationeller Wirtschaftsmethoden hemmend. Wenige Beispiele beweisen dies eindrücklich. Sowohl in der Altstadt wie in der Neustadt sind immer noch altertümliche Bäckereien in Betrieb. Innerhalb eines engen Raumes steht in einer Vertiefung des Bodens der Bäcker vor einem primitiven Backofen. Die gebackenen Fladenbrote, wie sie im ganzen Orient gleich aussehen, sortiert er sorgfältig zu einzelnen voneinander getrennten Gruppen. Jede Gruppe gehört einer Familie. Jeden Morgen bringt ein Familienmitglied den eigens hergestellten Brotteig und holt später die Familienbrote ab. Daß ein Bäcker Brot aus eigenem Mehl für ein ganzes Quartier herstellen könnte, ist ausgeschlossen: eine seltsame Blüte der Willensfreiheit. Den ausgesprochenen Eigenwillen des Muslim erkennt man auch an der immer noch großen Bedeutung des Kleinhandwerks. Besonders blüht das Gewerbe der Kupferschmiede; Kupferkessel werden wie einst in großen Mengen hergestellt, da die Bevölkerung die altherkömmlichen Kupfergeräte zum Kochen benutzt. Keine noch so aufdringliche Reklame für moderne Kochgeräte vermag die alten Formen zu verdrängen. In ganz altertümlicher Form ist auch das Textilgewerbe vertreten. In den engen Gassen der Altstadt, aber auch in den Vorstädten der neuen Stadt, hört man aus den Häusern das klappernde Geräusch von primitiven Webstühlen. In niedrigen Lokalen sieht man Männer aller Altersstufen beim Weben feiner Stoffe. Monotoner Gruppengesang begleitet da und dort die Arbeit. Blau und Gelb sind die vorherrschenden Farben der erzeugten Stoffe. Gewoben wird auch der «Barranco», der togaähnliche Mantel, den man besonders im heutigen Wohnbereich rings um die Ruinenstädte als Nachkomme der Römer mit stolzer Würde trägt. In einer Weberei stehen höchstens 4–6 Handwebstühle. Versuche zur Errichtung einer modernen Textilfabrik scheiterten bis jetzt an der Einstellung der Handwerker, die ihre freie Arbeitsweise nicht aufgeben wollen, denn jeder Araber haßt Fabrikarbeit. Gegen den Willen derselben wagt auch die Regierung nichts zu unternehmen. Der Araber läßt alles am liebsten, wie es war. Schauplatz der Auswirkung des Begriffes der Willensfreiheit ist sogar die belebteste Straße. In der Nähe einer Moschee läßt sich eine Gruppe von Arabern mitten auf das stark begangene Trottoir nieder, bildet einen Kreis und beginnt mittels Holzkohle in einem kleinen Kupfergefäß Kaffee zu brauen. Stundenlang sitzen die Männer dort; die ganze Breite des Gehsteiges ist versperrt. Niemand schimpft; stundenlang weichen die Leute aus, kein Polizeimann würde wagen, die sitzenden Männer wegzuschicken. Das Volk wacht darüber, daß auch in einem solchen Falle die Willensfreiheit nicht verletzt wird.

Außerhalb des Karamanli-Kastells beginnt das neue Tripolis. Gerade, breite Straßen laufen radial nach allen Seiten; große Plätze lockern die Stadt auf. Am Lungo Mare, der Küstenstraße und in den herrlichen Gärten stehen imposante Bauten, wie sie keine

andere Küstenstadt Nordafrikas in dieser Schönheit aufweist, die Gebäude der Ministerien, die Botschaftsgebäude von 31 Staaten, die Bankpaläste und die luxuriösen Hotels. Tripolis macht den Eindruck einer vornehmen, ruhigen Großstadt. Es gibt keine Fabriken, keine Hochhäuser, keine großdimensionierten Warenhäuser, keine Straßenbahnen, keine Angestellten- und Arbeitermassen, die in den Stoßzeiten durch die Stadt fluten. Nicht einmal in der Hauptpost bemerkt man Gedränge; Menschenschlangen an den Schaltern fehlen. Der Postverkehr wickelt sich gemächlich und ruhig ab. Nur der Telegraphenschalter ist stest umlagert, da infolge der großen Entfernungen zu den entlegenen Gebieten des Landes der telegraphische Verkehr eine viel größere Rolle spielt als bei uns. Der größte Bau der Stadt ist die im neumaurischen Stil gehaltene Agrikulturbank; denn Libyen ist immer noch ein ausgesprochenes Agrarland. Die Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte, von Olivenöl, Orangen, Erdnüssen, Datteln und Halfagras, ist aber gering. Die Banco di Roma, die Banco di Napoli, die Banco di Sicilia, mehrere Zeitungen in italienischer Sprache und große italienische Schulen beweisen, daß die Beziehungen zur ehemaligen Kolonialmacht nicht abgebrochen sind. Die Stadt ist der Ausdruck der ruhigen Entwicklung des ganzen Landes, da Libyen seit 1951, dem Jahre der Unabhängigkeitserklärung, von politischen Wirren verschont blieb. Die Wirtschaftsfaktoren der Zukunft sind Tourismus und Erdöl. Der Staat macht zur Förderung des Tourismus große Anstrengungen, begünstigt durch das herrliche Klima. Tripolis mit nur 2,3 jährlichen Nebeltagen ist eine sonnendurchflutete Stadt. Besonderen Auftrieb erhält die Wirtschaft durch die Erdölvorkommen. Die Erdölproduktion erreicht seit 1961 bereits jährlich 12 Millionen Tonnen, d. h. dreimal soviel, wie der Jahresbedarf der Schweiz beträgt. Das aus Zelten kommende Erdöl gelangt nach Masa el Brega an der Küste der Cyrenaika, wo es nach den nördlichen Mittelmeerhäfen verfrachtet wird. Libysches Erdöl speist in der Schweiz bereits die Raffinerie von Collombay. Amerikanische, deutsche, englische und italienische Gesellschaften bohren um die Wette. Ob Libyen ein zweites Kuwait wird, läßt sich noch nicht sagen; bereits zeichnet sich aber ein gewisser Erdölboom ab: Agenturen schießen aus dem Boden, die sehr gut bezahlten Erdölfachleute beleben Geschäfte und Hotels, bewirken aber bereits Preissteigerungen. Günstig für das libysche Erdöl ist die Nähe Europas, besonders wichtig seine Unabhängigkeit vom Suezkanal. Geplant sind große Raffinerien in Libyen selbst. Eine erste deckt bereits den Eigenbedarf des Landes. Zur Entwicklung Libyens zum modernen Staat trägt das Erdöl jetzt schon wesentlich bei; trotzdem werden sich in Tripolis und in den anderen Städten des weiten Landes alte Formen des Gewerbes und des Lebensstils noch lange erhalten.

TRIPOLIS

Tripolis è la città più popolata ed importante del regno unito della Libia che si compone delle province Tripolitania, Cirenaica e Fezzana e che, coi suoi 1 760 000 km² è 40 volte più grande della Svizzera. La città ha 140 000 abitanti, il paese interno ne ha 1,25 mill., di cui un quarto si compone di nomadi. 500 000 datteri dei dintorni fanno di Tripolis la più grande città d'oasi di tutta la zona della costa. In seguito alla minaccia continua del vento di sabbia proveniente dalla Sahara, del «Ghibli» tanto temuto, Tripolis è anche una città del deserto. Quando nel secolo decimo nono cominciò a fiorire il commercio coi paesi del sud, cominciò l'esplorazione dell'Africa interna; la città colla costa, colla sua situazione di traffico preferita diventò il luogo preferito delle caravane dell'Africa settentrionale. Gli indigatori come Heinrich Barth, Mungo Park, Gerhard Rolf e Gustavo Nachtigall partirono da Tripolis, attraverso il deserto sconosciuto, verso le città del Sud. Antichissimi alberghi per le caravane sono ancora testimoni di quel tempo movimentato. Nella vecchia città costruita sulle rovine dell'era fenicia colle sue splendide moschee ed una popolazione arabo-berbera molto coltivata si sono mantenute maravigliosamente vecchi forme economiche e vitali. Contrariamente alla vecchia città, la nuova Tripolis moderna ed elegante colle sue strade diritte e le larghe piazze — dove si trova ancora oggi la «Sharia Istiklal» abitata da molti Italiani — possiede ancora oggi il carattere d'una metropoli tranquilla, nobile, ma già influita da un «Boom di petrolio», poichè nell'interno del paese si scoprono continuamente nuove sorgenti ricchissime di petrolio.